

Alexa Brum: Selbstreflexion und Perspektivverschränkungen. Eine jüdische Perspektive¹

Mit den vorliegenden Thesen² zu dieser Mitgliederversammlung wurde ich, die ich freilich eine Außenstehende bin, überaus überrascht: Positionen, die im persönlichen Gespräch von verschiedenen, dem Dia- oder Trialog verpflichteten Personen schon bekannt wurden, stehen hier schwarz auf weiß, sollen auf breiter Basis diskutiert und ggf. als „kirchliche Aufgabe“, so die Überschrift des Thesenpapiers, verankert werden.

Bisher begegnete mir eher eine „theologischen Perspektive, in der sie [die Kirche] nicht vom universellen Anspruch lassen [kann], der dem Evangelium innewohnt [...]“

Frau Professorin Dr. Martha Zechmeister-Machart fragte anlässlich einer trialogischen Veranstaltung im Jahre 2003 in Passau noch: „Können aber die Religionen – zumindest die monotheistischen – dort, wo sie sich noch nicht längst, sich selbst relativierend, aufgegeben haben, der pluralistischen Gesellschaft die Provokation und die Irritation des Absoluten ersparen? Können sie denn, ohne sich selbst zu verraten, sich wirklich von ihrem universalen Anspruch verabschieden? Können sie sich wirklich ohne Duckmäuserei und Selbstverkrümmung von ihrer „missionierenden Einstellung“ lösen, d. h. von ihrer Überzeugung, ihnen sei eine heilsrelevante Botschaft für alle Menschen anvertraut, die es auch an diese weiterzugeben, d. h. zu verkünden gilt?“³

Und dennoch folgert sie: „[...] dass auf dem Boden demokratischer Zivilisationen nur eine Religion akzeptiert werden darf, die bedingungslos auf jede physische und psychische Gewalt zur Durchsetzung ihres Wahrheitsanspruchs verzichtet.“

In den vorliegenden Thesen wird dieses „Dennoch“ erweitert und Kirche betrachtet in „[...] zivilgesellschaftliche[r] Perspektive, in der sie sich als partikulare Religionsgemeinschaft erkennen [muss], die mit anderen in einem Staat zusammenleben muss.“

Im Thesenpapier schwingt (für mein Empfinden) nicht mehr der Schmerz mit, den ich aus dem ersten Zitat noch heraushöre. Wird dort noch der innerreligiöse Kampf angesprochen, den gläubige Christen und Muslime durchstehen müssen, um die Pflicht zur „Zwangsbeglückung“ der Menschheit umzudeuten, ohne ihre Identität beschädigen zu müssen, höre ich aus dem Thesenpapier Mut und Selbstvertrauen, Neugier auf die anderen und Sicherheit im eigenen Glauben.

Selbstvertrauen und Sicherheit aber erlauben, die Begegnung mit dem Anderen auf gleicher Augenhöhe zu gestalten. Und so weckt das Motto dieses Studientages „**Bekehren, Bezeugen, Begegnen**“ Vertrauen in mir, wenn mich auch die Rangreihe schmunzeln lässt: Der

Auftrag zur Bekehrung steht noch immer an erster Stelle.

Ganz persönlich wäre mir genau die umgekehrte Reihenfolge eingefallen:

In der **Begegnung** mit anderen **bezeuge** ich meinen Glauben und kann durch dieses Beispiel-Geben mit Gottes Hilfe **bekehren**.

Für Juden hieße ein solches Motto, wollte man es denn übertragen:

bezeugen – bezeugen – bezeugen

Ich bezeuge meinen Glauben
durch die Heiligung des Alltags,
durch die Begegnung in der Gemeinschaft und
durch das (möglichst gemeinschaftliche) Studium der Schriften.

Bekehrung ist im Judentum nicht intendiert. Überhaupt ist uns Juden eine gewisse Zurückhaltung eigen, nach außen über das eigene So- und Da-Sein zu sprechen, da die jüdische Lebenswelt, in die wir hineingeboren wurden, uns selbstverständlich ist. Der Blick auf den Glauben anderer ist im Judentum nicht angelegt. So besteht eine gewisse innere Abgeschlossenheit und eine Scheu, anderen in diesem Punkt zu nahe zu treten.

Zwar erhebt das Judentum Anspruch auf Allgemeingültigkeit der ihm offenbarten Wahrheiten, sieht aber ausschließlich das eigene Volk in der Pflicht, diese exemplarisch gesetzestreu und gerecht zu leben, also: zu bezeugen. Der Bund, den Gott mit dem ganzen Volk Israel für alle Zeiten geschlossen hat, bezieht sich auf den Auftrag zur Einhaltung aller Gebote, die mit der Tora gegeben wurden, es ist eine ‚Auserwähltheit zur Pflicht‘. Dies gilt für alle Juden. Die Tora weist den Weg für Recht und Ethik, die Beziehung zwischen Gott und den Menschen, zwischen den Menschen untereinander und ist bis heute für Juden die Richtschnur des Handelns. Jede Generation muss aufs Neue durch das Studium der Schriften um den richtigen Weg zur Umsetzung dieses Auftrags ringen. Zusammen mit den Propheten (Nevi'im) und den Schriften (Ketuvim) bildet die Tora unsere Bibel (Tanach) und spiegelt die kollektive Erinnerung unserer Vorfahren. Das Ringen um den richtigen Weg beginnt mit dem Talmud und setzt sich in der rabbinischen Literatur bis heute fort.

Der unbefangene und sozialverträgliche Umgang mit dem Fremden ist durch Einbeziehung in das eigene Rechtssystem geregelt: „Wenn ein Fremder sich in eurem Land aufhält, so dürft ihr ihn nicht bedrücken. Der Fremdling, welcher sich bei euch aufhält, soll euch so wie ein Einheimischer sein. Du sollst ihn lieben, wie du dich selbst liebst. Denn auch ihr seid Fremdlinge gewe-

sen im Land Mizrajim⁴. Ich, der Ewige, euer Gott“.⁵ Auch der Umgang mit dem Feind spricht die gleiche Sprache: „Wenn dein Feind hungert, gib ihm Brot zu essen, und wenn ihm dürstet, gib ihm Wasser zu trinken“.⁶

Es ist die Absicht, durch gerechtes Verhalten Frieden herbeizuführen. Die jüdische Ethik wird als absolut und für alle Menschen verbindlich angesehen, was aber nicht bedeutet, dass alle Menschen Juden sein sollen. Im Gegenteil. Im Bewusstsein der Bürde, die die ‚Auserwähltheit zur Pflicht‘ bedeutet, wird ein Übertritt in der Regel besonders erschwert. Im Gegensatz zum Christentum und Islam ist Missionierung dem Judentum fremd⁷.

Nach jüdischem Verständnis gab es schon vor der Sinai-Offenbarung grundlegende Regelungen, die für alle Menschen galten und durch den Bund zwischen Gott und Noach verbindlich wurden⁸. Diese gelten weiter als ein Minimalkodex von Geboten, die ein friedliches Zusammenleben aller Menschen ermöglichen sollen, auch mit denen, die anderen Religionen anhängen. Menschen, die diese Gebote halten, haben nach jüdischer Auffassung ebenfalls Anteil am Heil und an der kommenden Welt. Das umfasst auch Christen und Muslime, die es erst viel später geben sollte.

Seit der Zeitenwende entwickelte sich das Christentum in einem schmerzhaften Ablösungsprozess von der jüdischen Mutterreligion zu einer eigenständigen Offenbarungsreligion. Als Erbe nahm es die jüdische Bibel mit, die als Altes Testament im Laufe der Jahrhunderte eine grundlegende Umdeutung erfuhr. Auch die Festtage und der Schabbat wurden für neue Feiertage entlehnt und mit neuer Bedeutung belegt. Für Menschen, die in einem christlichen Umfeld groß geworden sind, wirkt jüdisches häufig „[...] von vorn herein sonderbar ‚bekannt‘. Pesach ist eben das jüdische Osterfest, der Schabbat der jüdische Sonntag, ein Rabbiner eine Art jüdischer Pfarrer, und die jüdische Kirche heißt Synagoge. Dieses Pseudo-Vorwissen erschwert das Verständnis des Judentums ganz beträchtlich...“⁹



Synagoge - Berlin, Rykestr.

Es bauten sich ähnliche Hindernisse für eine Verständigung auch mit dem Entstehen des Islam auf. Geschichten verschiedener biblischer Persönlichkeiten wie z. B. Noach, Avraham, Jaakov und Mosche wurden in ausgewählten Episoden in den Qur'an aufgenommen und neu interpretiert. Einen Austausch darüber auf gleicher Augenhöhe hat es nie gegeben.

Offenbarungsreligionen müssen sich von anderen Religionen abgrenzen, wenn sie den Anspruch auf Allgemeingültigkeit der von ihnen postulierten Wahrheit aufrecht erhalten wollen, dies zumal, wenn die historische und inhaltliche Bindung so eng ist wie zwischen den drei abrahamischen Religionen.

Dass die auf Umdeutung basierende Kritik am Judentum (und im Qur'an auch am Christentum) in beiden Nachfolgereligionen einen so grundlegenden Stellenwert hatte, dass sie in den kanonischen Schriften verankert wurde, erwies sich als schwere Hypothek für das Zusammenleben im Laufe der Jahrhunderte, denn die Stereotypen, die Sicherheit und Gewissheit geben sollen, wie der jeweils andere einzuschätzen sei, sind nichts als Bilder.

Für Juden und Muslime gilt das Bilderverbot. Es soll verhindern, dass der Mensch dadurch, dass er sich ein Abbild macht, Gott instrumentalisiert und damit seine Unfassbarkeit und Größe in Frage stellt. Mosche erfährt Gott als „ich bin, der ich bin“ (hebr. *היהא רשא היהא*)¹⁰ und so haben es die Menschen zu akzeptieren.

Dadurch, dass Gott den Menschen in seinem Ebenbild¹¹ erschuf, soll auch hier das Bilderverbot gelten. Der Mensch ist, wie er ist und niemand hat das Recht, ihn auf ein Abbild, ein Stereotyp zu reduzieren. Wenn Gott nach der Sintflut verspricht: „Ich will das Erdreich nicht mehr verfluchen um des Menschen willen, denn das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf.“¹² und trotz dieser, aus menschlicher Sicht bitteren, Erkenntnis Noach und seine Söhne segnet und beauftragt: „Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde“¹³, dann gilt der Bund,

den er mit Noach schloss, für die gesamte Menschheit. Wie können sich dann Menschen daran machen, das Erdreich zu „verfluchen“ und sich zum Richter über andere Kinder Gottes, die nun die Erde füllen, zu erheben?

Dies gilt zumal für die drei monotheistischen Religionen, die in Abraham ihren Stammvater sehen. Sich auf Abraham berufen heißt, dem Beispiel seines Handelns zu folgen und deshalb

- das eigene Handeln immer wieder zu hinterfragen¹⁴,
 - durch Kompromisse Streitigkeiten zu vermeiden¹⁵,
 - Fremden gastfreundlich und offen zu begegnen¹⁶,
 - geschäftlich korrekt und ehrbar zu handeln¹⁷,
 - sich für Menschen einzusetzen, auch, wenn sie fremd sind und vielleicht Schuld auf sich geladen haben¹⁸ und
 - im Sieg den Gegner nicht zu übervorteilen¹⁹.
- Ganz besonders aber heißt es, das eigene Kind nicht zu opfern, denn Gott will keine Menschenopfer.²⁰

Diese biblische Aussage ist in ihrer Aktualität nicht zu überbieten. Wir brauchen nicht nur in den Nahen Osten zu schauen, wo eine den Märtyrertod verherrlichende Bewegung nicht nur die dortigen Gesellschaften gefährdet. Deren Unterstützung durch große Teile der in den westlichen Gesellschaften gewachsenen Parallelgesellschaften stellt eine Gefahr auch für die in christlich-jüdischer Tradition gewachsenen Demokratien dar.

Wir können unsere Kinder auch opfern, indem wir sie nicht auf die Realität, wie sie ist, vorbereiten und ggf. mit einer verengten, religiös starren Sicht auf diese Realität²¹ groß werden lassen, die alles, was „anders“ ist, entwertet. Dies in dem Bemühen, sie auf den richtigen Weg zu führen, so, wie wir ihn verstehen. Vor diesem „Kinderopfer“ ist niemand gefeit. Es entspringt der Angst vor der Veränderung und dem Fremden, ist zutiefst menschlich und in allen Religionen zu beobachten.

Und trotz allen Verständnisses halte ich es zwar für zugespitzt formuliert, im Kern aber für richtig, wenn diese Haltung im Thesenpapier „blasphemisch“ genannt wird, „weil sie eine Position, die nur Gott zukommt, für sich in Anspruch nimmt.“ Hier müssen wir Erwachsenen uns öffnen und dazulernen. Und deshalb ist diese Diskussion im Rahmen der Erwachsenenbildung wichtig und unverzichtbar. Warum sollen wir es nicht Gott überlassen, auf welche Weise er sich den Völkern offenbart – oder den Völkern, auf welche Weise sie Gott dienen möchten?

Deshalb kann die 2. These nicht hoch genug geschätzt werden: **Religiöse Vielfalt muss gesellschaftlich gestaltet werden.**

Es ist das erste Gebot: „Ich bin der Ewige, dein Gott, der ich dich aus dem Land Mizrajim geführt habe, aus dem Hause der Sklaven.“²², der allen Menschen individuelle Freiheit und das Recht auf Unterschiedlichkeit garantiert.

Dieser Satz ist für das Judentum so bedeutend, dass zum Pessachfest, wenn zum Andenken an den Auszug aus Ägypten der traditionelle Seder²³ in den Familien zelebriert wird, jede Generation aufs Neue sich vorstellen

soll, sie sei selbst am Sinai dabei gewesen, wo der Bund geschlossen und die Freiheit geschenkt wurde.

Aber vergessen wir nicht, dass es gerade der Islam war, der beim Übergang des frühen zum Hochmittelalter die Überlieferung der griechischen Antike und damit die philosophischen Grundlagen der Demokratie bewahrte und den Anstoß gab für einen für uns heute unvorstellbar fruchtbaren kulturellen Austausch zwischen Judentum, Christentum und Islam in Al – Andalus.

In diesem kurzen Zeitfenster der Weltgeschichte gelang, was im Thesenpapier als 6. Punkt gefordert wird: **Mehr Dialog – konkrete Initiativen sind gefragt!**

In diesem Sinne schätze ich dieses Haus und die Arbeit der evangelischen, wie übrigens auch der katholischen Akademie sehr und ganz konkret die heutige Initiative, die zum Dialog einlädt. Es macht mich froh, daran teilnehmen zu können.

Abschließend möchte ich noch einmal Frau Professorin Dr. Martha Zechmeister-Machart zitieren. Sie wünscht sich eine monotheistische Ökumene im Bekenntnis „zum einen und einzigen Gott, der den Himmel offen hält, unter dem sich der Mensch frei und aufrecht erheben kann – unter dem es möglich wird, Pluralität und Verschiedenheit anzuerkennen und zu bejahen.“

Frau Alexa Brum ist Leiterin der I. E. Lichtigfeld-Schule im Philanthropin in Frankfurt am Main

Anmerkungen

¹ Vortrag, gehalten am 28. April 2009 im Rahmen des Studientags auf der Mitgliederversammlung der DEAE.

² Frau Brum bezieht sich auf die ihr vorliegende erste Fassung der Thesen (abgedruckt im Kasten auf S. 7), die in der Diskussion zur Beschlussfassung der Mitgliederversammlung dann Änderungen erfuhr (abgedruckt im Kast auf S. 15).

³ In: Judentum-Christentum-Islam; was verbindet sie, was unterscheidet sie?, Universität Passau 2003

⁴ Ägypten

⁵ Lev 19, 33–34, vergl. Dtn 10,19

⁶ Spr. 25,21

⁷ Eine Ausnahme bildet die Dynastie der Hasmonäer, (142 v.d.Z.–44 n.d.Z.), die die Bevölkerung in eroberten Gebieten judaisiert, z. B. in Samria und Idumäa

⁸ Die 7 noachidischen Gebote betreffen: Verbot des Götzendienstes, Verbot der Gotteslästerung, Gebot, Gerichtshöfe zu errichten, Verbot, zu töten, Verbot des Ehebruchs, Verbot, Fleisch lebender Tiere zu essen (Tierschutz)

⁹ Meir Seidler, Vorwort des Übersetzers zu Adin Steinsaltz: Talmud für Jedermann, 2. Aufl. 1998, www.judentum.org/talmud/talmud.htm

¹⁰ Ex 3, 13

¹¹ Gen 1,27

¹² Gen 8, 21

¹³ Gen 9, 1

¹⁴ An Wendepunkten seines Lebens suchte Avraham stets nach Gottes Rat, vergl. z. B. Gen 15, 2–17, 4, 6, 18

¹⁵ wie bei der Teilung des Landes mit Lot, vergl. Gen 13, 8–12

¹⁶ wie beim Empfang der Fremden in Mamre, vergl. Gen 18 2–8

¹⁷ wie beim Kauf der Höhle Machpela, vergl. Gen 23, 7–16

¹⁸ wie beim Ringen um S'dom und Amora, vergl. Gen 18, 23–32

¹⁹ wie bei der Befreiung Lots und seiner Sippe, vergl. 14, 14–16

²⁰ Gott hält Abraham vom Vollzug des Opfers zurück, vergl. Gen 22, 11/12, vergl. dazu auch: Qur'an Sure 37, 102–109

²¹Vergl. Thesenpapier, dort zitiert: Religionsmotor 2008: rd. 60% der Bevölkerung gehören den beiden großen Kirchen an, ca. 9% anderen Religionszugemeinschaften, etwa 30% besitzt keine Religionszugehörigkeit

²²vergl. Ex 20, 2

²³Noch immer wird im Judentum am Vorabend von Pessach in den Familien der Seder begangen. Christen kennen ihn vom Abendmahl, das Jesus mit seinen Jüngern hielt. Die heute noch gültige Liturgie entwickelte sich im 1. Jahrhundert n.d.Z.

Interreligiöse Bildung als kirchliche Aufgabe

Thesen zur Mitgliederversammlung 2009 der DEAE

1. Religion im Plural ist in unserer Gesellschaft der Normalfall geworden.

Der Religionsmonitor 2008 – Deutschland belegt es in Zahlen: Alle großen Weltreligionen sind in Deutschland anzutreffen. Die religiöse Welt ist plural geworden. Nur noch rund 60% der Bevölkerung gehören – zu annähernd gleichen Teilen – den beiden großen Kirchen an, knapp 9% anderen Religions-gemeinschaften. Doch auch unter den 30% ohne Religionszugehörigkeit sind 34% als religiös zu bezeichnen. Gesellschaftlich tritt Religiosität einerseits als Quelle für gesellschaftliches Engagement produktiv in Erscheinung. Andererseits vergrößert sie, wo sie mit exklusivem Wahrheitsanspruch auftritt, das gesellschaftliche Konfliktpotenzial.

2. Religiöse Vielfalt muss gesellschaftlich gestaltet werden.

Der empirische Befund hat erhebliche Konsequenzen. Religion ist zu einem gesellschaftlichen Thema geworden, dem sich niemand mehr entziehen kann. Medienleute sind zu einer besonderen religiösen Sensibilität herausgefordert, und alle Bürgerinnen und Bürger müssen die vielfältigen Begegnungen und Berührungen mit Menschen unterschiedlicher Religiosität in die eigene Lebenspraxis integrieren.

3. Die religiöse Pluralismusfähigkeit der Kirche ist gefragt.

Dieser empirische Befund hat auch für die christlichen Großkirchen erhebliche Konsequenzen: Sie müssen sich und ihre Organisation in diesem religiösen Gefüge neu verorten.

Dies kann dann geschehen, wenn sie die Pluralisierungsprozesse nicht nur als Orientierungskrise verstehen, denen sie mit Beheimatungsstrategien begegnen können. Viel hängt davon ab, dass sie die Herausforderung annehmen, ihrerseits einen produktiven Beitrag zur religionskompetenten Pluralismusfähigkeit der Gesellschaft zu erbringen und auf diese Weise das gesellschaftliche Miteinander zukunftsträchtig zu gestalten.

Dazu verhilft ihnen ein doppelter Blick auf sich selbst. Neben die theologische Perspektive, in der sie nicht vom universellen Anspruch lassen können, der dem Evangelium innewohnt, tritt die zivilgesellschaftliche Perspektive, in der sie sich als partikulare Religionsgemeinschaft erkennen, die mit anderen in einem Staat zusammenleben muss.

4. Interreligiöse Bildungsarbeit ist eine vorrangige Aufgabe der Erwachsenenbildung.

Der Umgang mit der alltäglichen Präsenz vielfältiger Religiosität in einer pluralen Gesellschaft ist noch keine Selbstverständlichkeit geworden. Dieser muss ebenso institutionell wie individuell eingeübt werden – gegen viele Widerstände und gegenläufige Tendenzen. Interreligiöse Bildungsarbeit ist der Weg, auf dem die Alltagserfahrungen mit unterschiedlicher Religiosität reflektiert, Vorurteile überprüft, Unsicherheiten und Ängste geklärt und ausgrenzende Haltungen durch Begegnungen überwunden werden können.

Ziel interreligiöser Bildungsarbeit ist, sich gegenseitig ernst- und wahrzunehmen, in guter Nachbarschaft miteinander zu leben und füreinander einzutreten.

5. Interreligiöse Bildungsarbeit entspricht dem evangelischen Bildungsauftrag.

Der gesellschaftliche Auftrag zu interreligiöser Bildungsarbeit ist insbesondere ein Auftrag an die Evangelische Erwachsenenbildung. Ihr kirchlicher Auftrag, mit Angeboten der religiösen Bildung zur Sprachfähigkeit in Glaubensfragen beizutragen und sich dabei an jeden Mann und jede Frau zu richten, macht sie zu ExpertInnen in der Frage, wie gesellschaftlich über Religion gesprochen werden kann und Menschen ihren eigenen Weg in Glaubensdingen finden. Gerade in der interreligiösen Ausrichtung ihrer religiösen Bildungsarbeit zeigt sich ihr protestantisches Profil.

Denn in der protestantischen Betonung von Bildung und religiöser Subjektivität ist Pluralismusfähigkeit zu einem Markenzeichen evangelischer Kirchlichkeit geworden. Eine Verengung des evangelischen Bildungsauftrags auf die Bezeugung eines absoluten exklusiven christlichen Wahrheitsanspruchs ist blasphemisch, weil sie eine Position, die nur Gott zukommt, für sich in Anspruch nimmt. Sie fällt hinter alle schmerzhaften Lernprozesse zurück, die die Kirchen in und mit der Aufklärung vollzogen haben.

6. Mehr Dialog jetzt – konkrete Initiativen sind gefragt!

Sichtbar machen, was geschieht, und unterstützen, was dem Dialog dient: Es gibt genügend Beispiele gelingenden alltäglichen Zusammenlebens im Stadtteil, zwischen Kirchen- und Moscheegemeinden, in Kindergärten, Schulen und Betrieben. Die Evangelische Erwachsenenbildung sieht ihre Aufgabe darin, auf diese Beispiele zu orientieren, sie zu fördern, ihre Bedingungen herauszuarbeiten, sich mit ihren Gegenkräften auseinanderzusetzen, neue Initiativen anzustoßen und Fortbildungen für interreligiöse Bildungs- und Verständigungsarbeit anzubieten.

Erarbeitet von: H.G.Klatt, A.Rösener, A.Seivert